

3. Die Nazijahre 1933-1945

Die Nazi­partei ergriff in Deutschland am 30. Januar 1933 die Macht, nachdem sie die Reichstags­wahlen gewonnen hatte. Die Wahlen wurden vor dem Hintergrund einer sehr schwierigen ökonomischen Lage, gekenn­zeichnet durch massive Arbeitslosigkeit und nach der massiven Inflation in den Zwanziger­jahren, als das Geld täglich seinen Wert verlor, gewonnen. Es war außerdem eine Zeit politischer Unruhen: Sozialisten, Kommunisten und Nazis kämpften gegeneinander, es kam zu zahlreichen politischen Morden. (Außenminister Walter Rathenau am 24. Juni 1922, Rosa Luxemburg am 15. Januar 1919 und viele andere). Das Ergebnis war ein sehr instabiles politisches System. Die demütigenden Bedingungen des Versailler Vertrags, der den 1. Weltkrieg beendete, trugen das ihrige zu den Problemen bei. Viele sehnten sich nach einem „starken Mann“, der das Land in Ordnung bringen sollte. Um die Unterstützung des deutschen Volkes zu gewinnen, zog Hitler die „jüdische Karte“ – damit hatte er einen Sündenbock, dem er Deutschlands Probleme anlasten konnte. Dies funktionierte offenbar gut, da es ihm Rückhalt bei den Wahlen 1933 verschaffte wie später bei seiner Politik der Vernichtung des jüdischen Volkes, an der sich viele Deutsche aktiv beteiligten. In diesem Zusammenhang ist zu betonen, dass es in Deutschland auch Widerstand gegen Hitlers Politik im allgemeinen und seine Politik gegenüber den Juden gab. Wie wir heute wissen, halfen Menschen im Untergrund auf verschiedene Weise, Juden und „andere Feinde des Regimes“ während der dunklen Jahre des Nazismus zu retten.

Hitler kam Ende Januar 1933 an die Macht; weniger als ein Jahr später, am 25. Dezember 1933, landete Sally Gottfeld, seine Frau Emma und ihre fünf Kinder (im Alter von 4 – 15 Jahren) in Haifa, im britischen Mandatsgebiet Palästina.

Was veranlasste Sally, Deutschland so kurz nachdem die Nazis die Macht ergriffen, bevor die, die Juden diskriminierenden Nürnberger Gesetze 1935 erlassen wurden und lange bevor die eigentliche Verfolgung begann, zu verlassen? War er Zionist? Konnte er sich vorstellen, was kommen würde? Er war eindeutig kein Zionist. Er war stolz auf sein „Deutschtum“ und weit davon entfernt, Angelegenheiten, die das ganze jüdische Volk betrafen, zu unterstützen; er betonte auch, dass er anders als jene Juden aus Polen und Russland – die „Ostjuden“ war. Er war auch kein Visionär mit der Fähigkeit, in die Zukunft zu blicken und Entwicklungen vorauszusagen. Warum also entschied er sich für einen solch drastischen Schritt?

Auf Grund verschiedener Quellen, von denen jede das Gewicht auf unterschiedliche Aspekte legt, können wir versuchen, die Abfolge der Ereignisse zu rekonstruieren, die zu dem Entschluss führten. Einer Lesart zufolge waren Sally und sein Schwager Elias in den Wirren nach dem ersten Weltkrieg mit ihrem Mangel und hoher Arbeitslosigkeit in geringfügige Gesetzesverstöße verstrickt, indem sie illegaler Weise Metall verkauften, was viele taten, um zu überleben. Sie wurden erwischt, eingesperrt und kurze Zeit später auf freien Fuß gesetzt. Als die Nazis an die Macht kamen, überprüften sie die Akten und fanden heraus, dass er Jude war und vorbestraft. So fanden sie einen Vorwand, ihn festzunehmen. Dies war ein übliches Verfahren, das ihrer antijüdischen Ideologie entsprach – Juden als Kriminelle hinzustellen, damit ihre sozialen Beziehungen zu zerstören, Misstrauen gegen sie zu säen und Angst vor staatlichen Stellen zu schüren. Als Sally verhaftet worden war, ging seine Frau Emma zu einem seiner Kriegskameraden, der auf der Polizeistation arbeitete und bat ihn um Sallys Freilassung – mit Erfolg. Als er wieder draußen war, bildete er sich ein und gab dies auch kund, dass ihm niemand etwas anhaben könne, weil er Freunde bei der Polizei habe. Kurz darauf wurde er aber wieder verhaftet. Dieses Mal riet ihm sein Kamerad, lieber das Land zu verlassen, da das Leben für Juden nicht leichter werden würde.

Eine geringfügige Variation des selben Themas besagt, dass Sally einen seiner Arbeiter, einen Nazi, rauswarf, nachdem er Material gestohlen hatte. Der drohte ihm an, sich zu rächen und denunzierte ihn bei der Polizei wegen angeblicher Delikte, was zu seiner Verhaftung zusammen mit anderen Juden führte. Sie wurden zu einem verlassenen Grundstück gebracht, wo ihnen befohlen wurde, „Liegestütz“ im Matsch zu machen. Sally weigerte sich, sich an dieser demütigenden Aktivität zu beteiligen und verlangte, zu dem Anführer geführt zu werden. Er wurde zu dem Polizisten Lideker gebracht und zeigte ihm seine Papiere, aus denen hervorging, dass er ein dekoriertes Weltkriegsteilnehmer war. Der Anführer ließ ihn frei und erklärte, dass diese Behandlung den „Ostjuden“ vorbehalten sei. Er, Sally, solle sich an ihn wenden, falls sich die Verhaftung wiederhole. Dies geschah zwei oder drei Mal und schließlich erklärte ihm dieser Mann: „Ich kann dir nicht mehr helfen – nimm deine Familie und deine Klamotten und hau ab von hier“.

Eine dritte Version besagt, dass Sally früh im Jahr 1933 an einem Treffen jüdischer Veteranen des 1. Weltkriegs, vermutlich des Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten, teilnahm, als einige Nazis in den Raum stürmten und schrieten: „Wie könnt ihr dreckigen Juden wagen, diese ehrwürdige Uniform der deutschen Armee zu tragen!“ Sie nahmen ihn, vermutlich zusammen mit anderen, mit, schlossen ihn drei oder vier Tage in einem Keller ein, verprügelten ihn und entließen ihn schließlich. Dieser Vorfall war offenkundig ein weiterer Grund für seine Entscheidung, Deutschland zu verlassen. Als diese Geschichte in der Familie erzählt wurde, waren die Umstände – ein Keller, was für eine Art Keller, wo befand er sich – nie klar und wurden sogar ein wenig ins Reich des Imaginären verwiesen. Bei einem kürzlichen Treffen in Berlin (Juli 2013) wurde ich jedoch darüber informiert, dass ein solcher Keller tatsächlich existierte. Siehe: <http://www.gedenkort-papestrasse.de/start.html>. Er wurde schon früh von den Nazis dazu benutzt, die „Feinde des Regimes“ zu terrorisieren und wurde als das „kleine Konzentrationslager“ tituliert. Es diente ihnen dazu, das Konzept zu erproben und es später zu seinen erschreckenden Dimensionen weiter zu entwickeln.

Das gab den Ausschlag. Sally ging zum Palästina-Amt in der Meinekestraße 10 und beantragte einen „Fachleute-Ausweis“ (Kategorie A3) für Immigranten nach Palästina, das zu jener Zeit unter britischem Mandat stand. Er füllte am 20. September 1933 den Antrag aus, in dem er angibt, seit 26 Jahren den Beruf des Klempners auszuüben (er war zu der Zeit 42 Jahre alt). Außerdem erklärt er darin, dass er Hebräisch lesen aber nicht schreiben oder sprechen könne. Auf die Frage nach seinen Gründen für die gewünschte Auswanderung sagt er aus, dass er in Anbetracht sich ändernder (politischer?) Bedingungen nicht länger in der Lage sei, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er stellt fest, dass er Maschinen und Werkzeuge besitze, die er mitnehmen wolle. Er gibt an, kein Mitglied einer zionistischen Organisation zu sein, nennt aber eine Referenz: Zalmann Schoken aus der Lessingstraße 29 – einen bekannten Geschäftsmann und eine leitende Persönlichkeit der jüdischen Gemeinde Berlins; später Besitzer eines Verlagshauses und der Zeitung Ha’Aretz in Israel. Zu seinen Plänen in Israel teilt Sally mit, dass er eine Klempnerwerkstatt aufmachen wolle. Schließlich antwortet er auf die Frage nach dem gewünschten Ausreisedatum: „So schnell wie möglich“. Zur gleichen Zeit traf die Familie Vorbereitungen für eine sofortige Ausreise. Emmas Pass enthält ein „Visum für Palästina“ vom britischen Konsulat in Berlin vom 28. September – gerade eine Woche nach seinem Antrag an das Palästina-Amt. Anscheinend war dies ein Besucher-Visum, während Sally eine Genehmigung zur Einwanderung anstrebte, die offenbar länger dauerte.

Auf der Basis seines Antrags bemühte sich das Palästina-Amt Berlin darum, einen A3-Ausweis für ihn zu bekommen. Das war erfolglos. In einem Brief vom 24. Oktober 1933 an Herrn Barlass bei der „Jewish Agency“ in Jerusalem konstatiert der Schreiber (Unterschrift

unleserlich), dass Herr Gottfeld Berlin sehr dringend verlassen müsse. Für den Fall, dass die Genehmigung für Kategorie A3 nicht zustandekäme, möge man Herrn Gottfeld einer anderen Kategorie zuordnen, damit er die Einreiseerlaubnis erhalten könne. Abschließend betont er mit Nachdruck, dass Herr Gottfeld ein sehr qualifizierter Fachmann sei und dass er eine telegrafische Antwort erwarte. Anscheinend erhielt Berlin keine Antwort. Am 14. November 1933 schrieb ein W. Tempel vom Palästina-Amt in Berlin einen zweiten Brief nach Jerusalem, nahm Bezug auf den vorherigen und stellt fest, dass in der Zwischenzeit die Situation für Herrn Gottfeld kritisch (!) geworden und eine sofortige Bearbeitung erforderlich sei. In Ergänzung wird mitgeteilt, dass Herr Gottfeld auf Grund seines Militärdienstes eine monatliche Vergütung von 48,00 Mark erhalte. Dieser Brief wurde von Herrn Barlass am 30. November beantwortet. Er teilt mit, dass die „Jewish Agency“ angesichts der Einwanderungssituation unglücklicherweise nicht in der Lage sei, etwas in der Angelegenheit zu unternehmen, jedoch dem Berliner Büro vorschläge, Sally eine Einwanderungserlaubnis für Menschen zwischen 35 – 45 Jahren zu erteilen – offensichtlich eine andere Kategorie. Der Versuch, ein „Fachleute-Visum“ zu erhalten, scheint auf den geschäftlichen Verbindungen Sallys zu Walter Bonwitt beruhen zu haben, der Sally finanziell unterstützte, die Schiffspassagen für die Familie ebenso wie die Frachtgebühren für das Werkzeug bezahlte. Sein Name ist als Kontaktmann in Haifa in den Dokumenten verzeichnet, als die Familie von Bord ging. In den gleichen Unterlagen ist vermerkt, dass er 2500,00 Mark mit sich führte (in bar und in Form von Ausrüstung).

Die Gottfelds verließen Berlin mit dem Zug am 16. Dezember 1933. Anscheinend wollten sie kein Aufhebens von ihrem Aufbruch machen, also gingen sie in der Nacht. Großvater Sally schob einen Karren mit allen Koffern darauf zum Bahnhof. Sie hatten ein eigenes Abteil für sich. Zuerst überquerten sie die österreichische Grenze (Salzburg) am 17. Dezember und fuhren von dort weiter nach Triest, Italien. Meine Mutter erinnert sich daran, dass sie nur einen kleinen Geldbetrag mitnehmen durften, dass ihr Vater aber mehr als erlaubt war in einer Keksdose mit doppeltem Boden schmuggelte. Als sie die Grenze überquerten und ihr Gepäck kontrolliert wurde, fragte der Polizist, was sich in der Dose befände. Sally erwiderte „Kekse“ und bot ihm einen an. Fritz erinnert sich ebenfalls an diesen Vorfall und daran, wie sein Herz dabei hämmerte. In Triest gingen sie an Bord der Martha Washington, die mit Kurs auf Haifa am 20. Dezember ablegte. 5 Tage später landeten sie dort.

Die große Familie, die zurückblieb, missbilligte die Auswanderung der Gottfelds. Sie glaubten, wie die meisten deutschen Juden, dass die Bedrohung vorübergehen würde und sie wieder wie davor ihr Leben fortsetzen könnten.

Das Leben in Haifa in den 1930ern war hart. Anfangs lebte die Familie in einer kleinen Erdgeschosswohnung in der Hermon-Straße 16 - Beit Sherer; einige Monate später zog sie in die Hermon-Straße 19 - Beit Guttman – in eine Wohnung mit 3 Schlafzimmern um. Sally hatte sein erstes Geschäft in der Tabor-Straße. Zu Beginn arbeitete er jedoch als Angestellter bei Shemen (einer Ölfabrik in Haifa), hielt es aber nicht lange aus, dass andere ihm sagten, was er zu tun hatte... Er bekam einige Aufträge und ging von Baustelle zu Baustelle, um Dächer mit Metallplatten zu decken. Fritz erzählt die Geschichte, wie Sally Geld verlor, weil er einem Bauunternehmer, der ihn anstellte, Vertrauen schenkte ohne sich um die juristischen Feinheiten des Vertrags zu kümmern. Fritz ergänzt, dass es zu jener Zeit nicht wenige solcher Schwindler gab, die zulasten der „Jeckes“ (deutsche Einwanderer, die an ein anderes Geschäftsgebaren gewöhnt waren) ihren Vorteil aus den Geschäften zogen. Dieser Vorfall führte dazu, dass die Familie tatsächlich in Armut lebte. Fritz erinnert sich an Hungertage, an denen er mit Bauchweh aus der Schule kam und der Mann im Lebensmittelgeschäft ihm kein Brot gab, weil seine Mutter 25 Piaster schuldete. Die Familie zog in die Masada-Straße um,

zuerst in die Nummer 38, später in die 56, schließlich in die Nummer 46 – Beit Tchechkovitchka (wo ich geboren wurde). Es war eine Wohnung im 1. Stock mit zwei Schlafzimmern, einer Küche, einem kleinen Flur und einer kleinen Veranda, von der aus man den Hafen von Haifa überblicken konnte. Die drei ältesten Kinder, Hilde, Hanni und Alfred, inzwischen Teenager, konnten nicht weiter zur Schule gehen, weil die Familie nicht das Geld dafür hatte. Sie mussten arbeiten gehen. Meine Mutter Hanni und ihre Schwester Hilde verdienten Geld mit Kinderbetreuung und Babysitten; meine Mutter arbeitete auch in einem Stoffgeschäft – „Salma“ (sie trat damit in die Fußstapfen ihrer Großeltern) und war anscheinend eine sehr gute Verkäuferin. Alfred arbeitete in der Werkstatt seines Vaters und hatte zahlreiche Auseinandersetzungen mit ihm. Er erinnert sich daran, von ihm schlecht behandelt worden zu sein. Die beiden jüngeren Kinder Fritz und Inge gingen in die Grundschule. Meine Tante Inge erinnert sich daran, dass der Verdienst ihrer älteren Schwestern verwendet wurde, damit sie und Fritz zur Schule gehen konnten. Die drei Großen waren auch Mitglieder der Jugendbewegung HaNoar HaOved und eines Tages liefen die beiden Mädchen von zu Hause weg in den Kibbuz Na'an, um ihren eigenen Weg in der neuen Heimat und im Geist der damaligen Zeit zu finden. Nach einiger Zeit kehrten sie nach Hause zurück.

Während die in Berlin verbliebenen Verwandten Gottfelds Auswanderung im Jahr 1933 missbilligten, änderten sie unter den sich verschlimmernden Lebensbedingungen für Juden in Deutschland ihre Meinung und sowohl Fritz als auch Alfred erinnerten sich an Briefe, in denen nach dem Leben in Palästina und den Möglichkeiten, dorthin zu gelangen, gefragt wurde. Die Reaktion von Sally war: „Kommt nicht hier her, es ist sehr schwer, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.“ Offenbar gab es briefliche Kommunikation (und Päckchen) zwischen der Familie in Berlin und Haifa. Fritz erinnert sich daran, dass er 1938 zu seiner Bar Mitzwah (*Fest der Religionsmündigkeit, d.Ü.*) eine Uhr bekommen hat. Einen Hinweis auf die schwierigen Zeiten, die sie durchlebten, gibt ein undatiertes Gedicht von Marie zu Rosh HaShana (*Jüdischer Neujahrstag, d.Ü.*), das die Hoffnung auf bessere Tage ebenso wie die bestehenden Probleme deutlich macht.

In der Zwischenzeit hatte das Naziregime seine antijüdische Ideologie in die Praxis umgesetzt. Neben der Propaganda, dass es eine Verschwörung des Weltjudentums gegen die deutsche Nation gebe, waren konkrete Schritte unternommen worden, die Rechte und Lebensmöglichkeiten der Juden einzuschränken und ihre Beziehungen zur nichtjüdischen Bevölkerung zu untergraben. Dies fand seinen Niederschlag in den Nürnberger Gesetzen von 1935 (*sowie in vorher erlassenen Bestimmungen und Folgegesetzen, d.Ü.*), durch die die Bewegungsfreiheit der Juden eingeschränkt, die Eheschließung von Juden und Nichtjuden verboten, die Teilnahme an kulturellen Veranstaltungen untersagt wurden. Der Verkauf von Grundbesitz und Immobilien sowie anderer Gegenstände, die Berufsausübung jüdischer Fachleute, z.B. die von Ärzten und Rechtsanwälten, das Halten von Haustieren etc. wurden verboten. Jüdische Kinder durften keine öffentlichen Schulen mehr besuchen, schließlich wurden die Juden gezwungen, einen gelben Davidsstern mit einem „J“ für „Jude“ in der Mitte und offiziell zu ihren Vornamen den Namen „Israel“ bzw. „Sarah“ zu tragen. Diese Maßnahmen veränderten drastisch das Leben der Juden in Deutschland. Darüber, wie sie sich auf meine Verwandten im besonderen auswirkten, haben wir nur sehr wenige Informationen. Wir haben bis jetzt keine Briefe oder andere Zeugnisse über ihr Schicksal in den 30ern gefunden. Aber wie wir oben gesehen haben, mussten die Kinder die staatlichen Schulen verlassen und zunächst auf jüdische Schulen wechseln, die später gänzlich geschlossen wurden. Wir wissen auch, dass einige von ihnen ihr Zuhause verloren, in kleinere Wohnungen, normalerweise zusammen mit anderen jüdischen Familien, gepfercht wurden, bevor sie deportiert wurden.

Am 9. November 1938 ereignete sich die Reichspogrom- oder kristallnacht, wie sie auch genannt wurde – als alle Synagogen in Deutschland ebenso wie viele Geschäfte von Juden niedergebrannt wurden. Die Feuerwehren, die gerufen wurden, sorgten dafür, dass die umliegenden Häuser nicht in Mitleidenschaft gezogen wurden, nicht aber dafür, dass die Synagogen gelöscht wurden. Dies war der erste Schritt zu einem allgegenwärtigen offenen Krieg gegen die Juden in Deutschland (und später in den anderen europäischen Ländern) mit dem Ziel ihrer totalen Vernichtung. Die Synagoge in der Levetzowstraße wurde offenbar ebenfalls angezündet, aber das Gebäude wurde nicht völlig zerstört; es wurde wenige Jahre später für einen noch finsternerer Zweck genützt. Für die in Deutschland verbliebenen Juden waren die Ereignisse ein (verspätetes) Zeichen der bevorstehenden Entwicklung und viele versuchten nach dem November 1938, Deutschland zu verlassen. Aber für die meisten war es zu spät – weil auf der einen Seite die deutsche Regierung nur gegen horrenden Geldbeträge die Emigration gestattete, auf der anderen Seite es auch keine Länder mehr gab, die sie aufnahmen.

Wie reagierten meine Familienangehörigen auf diese Ereignisse? Wir wissen es nicht. Es ist wahrscheinlich, dass sie Deutschland verlassen wollten, aber da sie weder Geld noch Beziehungen hatten, war dies kein gangbarer Weg mehr. Wir wissen, dass jüdische Kinder ab 1938 keine staatlichen Schulen mehr besuchen durften. Die Geschichte von Ingeborg Silberberg, Paula Silberbergs Tochter, deren Freundin aus jenen Tagen ich ausfindig machte (bzw. die eher mich gefunden hat) ist symptomatisch. Evelyn Grasse (geb. Haucke) und Inge waren beste Freundinnen. Sie waren in der gleichen Klasse in der Klara Schumann Schule (oder 3. Volksschule) in der Pistoriusstraße in Weißensee. Sie besuchten sich gegenseitig und spielten mit Puppen. Eines Tages in 1938 verschwand Ingeborg und Evelyn sah sie nie wieder. Als sie sich nach ihr erkundigte, wusste niemand etwas (oder gab vor, nichts zu wissen). Zu der Zeit waren sie acht Jahre alt und all die Zeit danach fragte sie sich, was mit ihrer besten Freundin passiert war. Erst viele Jahre später, als sie erwachsen war, erfuhr sie, was die Nazis mit den Juden gemacht hatten, hoffte aber immer, dass Inge überlebt hätte. Erst durch meine Website, die ihre Enkeltochter ausfindig gemacht hatte, erfuhr sie Ingeborgs Schicksal. Wie wir heute wissen, verließ Ingeborg und ihre ältere Schwester Edith die staatliche Schule am 22. November 1938. Sie gingen auf eine jüdische Schule – die jüdische Volksschule in der Rykestraße – bis zur Deportation ihrer Familie.

Einigen Familienmitgliedern jedoch gelang es, Deutschland rechtzeitig zu verlassen: Eine von ihnen war Therese (Tessy) Hirsch, die ältere Schwester von Großmutter Emma, die, in New York geboren, einen amerikanischen Pass hatte. Ihr Mann Elias (sie hatten keine Kinder) wurde ins Konzentrationslager Buchenwald gebracht – wir kennen das Datum nicht und wissen nichts über den Grund. Therese gelang es, ihn am 29. Juli 1938 rauszuholen und sie brachen in das einzige Land auf, in das sie gehen konnten – nach Kolumbien. Am 27. August 1938 verließen sie Deutschland und trafen am 17. September 1938 in Kolumbien ein, ca. 2 Monate vor der Pogromnacht. Sie ließen sich in der Stadt Cali nieder.

Die beiden Töchter aus der ersten Ehe des älteren Bruders von Großvater Sally, Tobias – Ruth und Ursula (Ulla) Gottfeld - konnten ebenfalls mit Hilfe eines Freundes rechtzeitig entkommen. Ulla erreichte Großbritannien am 2. Juni 1939; ihre Schwester Ruth kam im August dort an, kurz bevor der Krieg ausbrach. Tobias hätte ebenfalls gehen können, weigerte sich aber, Berlin zu verlassen. Er glaubte, in Sicherheit zu sein, weil er als „Deutscher“ im 1. Weltkrieg gekämpft hatte.

Eine weitere Person, die Deutschland rechtzeitig verlassen konnte, war Sallys und Tobias' Schwester Selma Gottfeld. Sie ging ebenfalls nach Großbritannien.

Sobald Deutschland am 1. September 1939 den Krieg begann, wurden auch Pläne zur Lösung der „Judenfrage“ entwickelt. Zunächst gab es den Plan, sie aus Deutschland zu deportieren und nach dem Osten „umzusiedeln“. Die erste dieser Deportationen fand am 12. Februar 1940 in Stettin statt, wo etwa 1200 Juden befohlen wurde, ihre Sachen zu packen. Binnen 4 – 8 Stunden wurden sie in Viehwaggons der Reichsbahn in die Gegend von Lublin gebracht. „Erklärt“ wurde diese Aktion damit, dass ihre Wohnungen für Deutsche benötigt würden, die ihre Wohnungen durch Bombardements verloren hatten. Die Deportierten gewannen den Eindruck, dass sie bis zum Ende des Krieges in Polen bleiben würden. Einen Monat später, am 12. März, wurden die Juden von Schneidemühl auf die gleiche Weise deportiert. Am 2. Oktober 1940 fand wieder eine Deportation, dieses Mal von Juden aus Baden-Pfalz statt. Sie wurden aus verschiedenen größeren und kleineren Städten der Regionen abgeholt und ca. 6000 Menschen wurden von Freiburg aus in ein Konzentrationslager in Gurs an der spanisch-französischen Grenze geschickt. Dieses Lager diente nach dem spanischen Bürgerkrieg (1936-1939) u.a. als Transitstation für Kriegsteilnehmer vor ihrer Rückkehr in ihre Heimatländer. Die Juden, die die Haftbedingungen im Lager überlebten, wurden später nach Auschwitz gebracht. Es ist wichtig, zu betonen, dass diese wie die zukünftigen Deportationen unter der umfänglichen (erzwungenen) Beteiligung der Führung der jüdischen Organisationen und der Judenräte stattfanden, die die Operationen organisieren und die zur Deportation bestimmten Menschen zusammenholen mussten.

Nach der Erfahrung mit diesen Deportationen von Juden aus Deutschland im Jahr 1940 begannen die Nazis im Oktober 1941 damit, die Juden in großen Mengen aus anderen Teilen Deutschlands, einschließlich Berlin, zu deportieren. Dies betraf auch meine Familie. Am 1. Oktober, inmitten der Feierlichkeiten zu Yom Kippur (*auf Deutsch* „Versöhnungstag“, *der höchste jüdische Feiertag, d.Ü.*), wurde Moritz Henschel, der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde zu Berlin, von der Gestapo vorgeladen, die ihm eröffnete, dass nun der „Umsiedlungs“prozess für die Berliner Juden nach Lodz beginnen würde. Die Gemeinde hätte einige tausend Mitglieder aufzufordern, einen Fragebogen für dieses „Projekt“ auszufüllen und sie würden in Gruppen von je tausend deportiert. Er wurde bedroht, diese Information nicht durchsickern zu lassen. Stattdessen sollte es den Anschein haben, dass es sich um Vorbereitungen für die Evakuierung ihrer Wohnungen handele. An dem dazu bestimmten Tag mussten sie zur Synagoge in der Levetzowstraße kommen, von wo aus sie deportiert wurden. Der erste Zug verließ am 16. Oktober mit 1082 Menschen den Bahnhof Grunewald nach Lodz. Vor der Deportation musste jede Familie einen detaillierten Fragebogen ausfüllen, in dem ihre Habseligkeiten und ihr Vermögen aufgelistet waren, die selbstverständlich alle beschlagnahmt wurden. Diese Vermögenserklärungen sind ein enorm wichtiger Zugang zum Verständnis, wie die Menschen lebten und was sie besaßen. Bedauerlicherweise konnte ich nur ein einziges Formular dieser Art von unseren Familienmitgliedern erhalten – das von Siegfried.

Hermann Lewin, seine Frau Rachel, geb. Messing und ihr Sohn Jürgen, 7 Jahre alt, waren auf dem Transport Nr. 3 vom 29. Oktober 1941. Er verließ den Bahnhof Grunewald mit 1009 Personen, kam in Lodz aber mit 908 Menschen an. Die 101 „Fehlenden“ waren bei der Ankunft entweder tot oder einige konnten vielleicht entkommen. Im Oktober und November wurden ungefähr 20 000 Juden nach Lodz (Litzmannstadt) geschickt, nicht nur von Berlin aus, sondern auch von Städten wie Frankfurt, Köln, Düsseldorf und Hamburg. Sie wurden zu der einheimischen jüdischen Bevölkerung in das Ghetto gepfercht, meist in öffentliche Gebäude und unter furchtbaren Bedingungen, die zu Krankheiten, Unterernährung etc. führten. Nur wenige Bewohner fanden eine Beschäftigung im Ghetto. Im Mai 1942 schickten die Nazis 10 000 Juden aus dem Ghetto in Lodz in das Todeslager in Chelmno. Wir haben

keine Information darüber, was genau Hermann, seiner Frau und ihrem Sohn geschah. Sein Name (nicht der seiner Frau oder seines Sohnes) steht in der Liste Berliner Juden im Ghetto von Lodz, darauf sein Todesdatum, der 1. August 1942.

Wenn die Deportationen nach Lodz wenigstens noch den Anschein einer „Umsiedlung“ erweckten, fanden die nächsten Transporte bereits im Rahmen der „Endlösung der Judenfrage“ statt mit der Absicht, die Deportierten zu töten. Dieses schmutzige Geschäft sollte weit weg von Deutschland erledigt werden. Die nächsten Transporte im November 1941 hatten Riga in Lettland zum Ziel, wohin mit 25 Zügen insgesamt 25 000 deutsche und österreichische Juden gebracht werden sollten. Aus irgendwelchen logistischen Gründen wurden die ersten 5 dieser Transporte nach Kowno/Kaunas (Litauen) gelenkt.

Marie Heimann, ihr zweiter Ehemann James und ihr Sohn Heinz (10 Jahre alt) waren auf dem Transport Nr. 6 nach Kowno/Kaunas, der am 17. November um 18.25 Uhr mit 944 Juden den Bahnhof Grunewald verließ. Er wurde von 2 Gestapo- und 15 Polizeioffizieren eskortiert. Der Kommandeur des Transports war Kriminaloberassessor Exner, der zwei Ausfertigungen der Transportlisten bei sich trug. Der Zug erreichte Kowno/Kaunas am 21. November. Am 25. und am 29. November fanden zwei Massenerschießungen von 4934 deutschen Juden im Neunten Fort nahe Kowno/Kaunas statt. Diese Massentötungen wurden von den Männern des 3. Einsatzkommandos Karl Jäger vorgenommen, „den effizientesten Killern der gesamten Ostfront“, wie sie in einer Quelle genannt werden. Am ersten der zwei Tage (25. November) wurden 1159 jüdische Männer, 1600 Frauen und 175 Kinder, „Umgesiedelte“ aus Berlin, Frankfurt und München, an diesem Ort umgebracht. Zu den Ermordeten gehörten Marie, ihr Mann und ihr Sohn. Folglich gehörten sie zu der Gruppe, die der ersten systematischen Massentötung deutscher Juden während des Holocaust zum Opfer fiel.

Walter Lewin und seine zwei Kinder, Ingolf (8 Jahre) und Jutta (6 Jahre) ebenso wie seine Schwester Rosa Haase, ihr Mann Oskar und ihre beiden Kinder Thea (13 Jahre) und Joachim (9 Jahre) waren auf dem Transport Nr. 7, der den Bahnhof Grunewald am 27. November 1941 verließ, gerade 10 Tage nach Marie und ihrer Familie. Dieser Transport ging nach Riga (Lettland) Er umfasste 1053 Deportierte and kam am Bahnhof Skirotava in Riga in der Nacht vom 29. auf den 30. November an. Von dort mussten sie dann zum Hinrichtungsplatz im Wald von Rumbula marschieren. Am nächsten Morgen, am 30. November, wurden alle Deportierten getötet. Nach der Ermordung der Berliner Juden aus dem am frühen Morgen eingetroffenen Transport wurden weitere 10 000 Juden aus dem Rigaer Ghetto am selben Tag und am selben Ort umgebracht.

In der Geschichte der Deportationen und des Massenmordes hatte dieser Transport eine besondere Bedeutung. Offenbar gab es nach dem Massenmord in Kowno/Kaunas , wo deutsche Juden (im Gegensatz zu polnischen, russischen, ukrainischen Juden), einige von ihnen nachweislich Frontkämpfer für das „Vaterland“, in brutaler Weise getötet wurden, unter den führenden Nazis einige Zweifel hinsichtlich der angewandten Methoden. Folglich wurden die Deportierten bei den späteren Transporten in das Rigaer Ghetto gebracht, wie es auch in Lodz geschehen war, und nicht direkt nach der Ankunft erschossen. Himmler sandte Heydrich aus Hitlers Reichskanzlei in Berlin am 30. November eine Nachricht mit der Anweisung „Judentransport aus Berlin – Keine Liquidierung“. Die Nachricht traf zu spät ein. Die Tat war bereits geschehen. In den folgenden 20 Transporten nach Riga wurden die deutschen Juden tatsächlich in das Rigaer Ghetto geschickt, weil die Nazis sie auf diskretere und „humanere“ Art vernichten wollten.

Tobias Gottfeld wurde am 16. September 1942 in Sachsenhausen getötet. Seine zweite Frau Charlotte wurde mit dem Transport Nr. 27 nach Auschwitz deportiert, der den Güterbahnhof an der Putlitzbrücke am 29. Januar 1943 mit 1004 auswärtigen Juden verließ und am folgenden Tag, dem 30. Januar, in Auschwitz ankam. Das Konzentrationslager in Sachsenhausen, einer kleinen Stadt im Norden von Berlin, wurde schon 1936 gebaut. Es sollte der Inhaftierung von „Feinden des Regimes“ dienen und in der Tat waren dort nicht nur Juden sondern politische Gegner und später, während des Krieges, auch sowjetische Kriegsgefangene untergebracht. Tatsächlich waren die größte Gruppe der Insassen in Sachsenhausen diese russischen Gefangenen. Das Lager wurde als Trainingseinrichtung für die SS genutzt und als Experimentierfeld für Methoden der Behandlung und Tötung von Gefangenen, die später in anderen Lagern angewandt wurden. Warum starb Tobias dort? Wann wurde er dort hingebracht? Es war mir nicht möglich, diese Informationen zu erhalten, da die Aufzeichnungen verloren gegangen waren. Es gab nur das Todesdatum. Somit kann man über den Grund seiner Einlieferung nur spekulieren. Entweder war er Kommunist (wenn auch kein aktiver) und diese wurden eindeutig als „Feinde des Regimes“ betrachtet. Fritz stimmt dieser Hypothese zu. Er erinnert sich an einen Vorfall nachdem die Nazis an die Macht gekommen waren. Großvater Sally nahm eine rote Fahne und hing sie nachts an einen Mast, an dem vorher eine Nazifahne gehängt hatte. Er könnte sie von Tobias genommen haben. Eine andere Möglichkeit ist, dass er für einen polnischen Juden gehalten wurde, von denen 900 am 13. September 1943 in Berlin zusammengetrieben und nach Sachsenhausen gebracht wurden. Diese Hypothese gewinnt in Anbetracht seiner letzten Adresse an Plausibilität – Grenadierstraße 7 – die im Scheunenviertel lag, einer Wohngegend in Berlin-Mitte in der viele Ostjuden lebten.

Seine Frau Charlotte überlebte Tobias mehrere Monate, als sie Ende Januar 1943 nach Auschwitz gebracht wurde. In diesem Stadium verloren die Nazis alle Zweifel und Skrupel hinsichtlich der Tötungsmethoden und schickten die deutschen Juden direkt in die Vernichtungslager. Die Entwicklung der Todeslager 1942/43 ging auf die Wannseekonferenz zurück, die im Januar 1942 stattfand. An ihr nahmen unter dem Vorsitz von Heydrich alte Nazis und SS-Führer teil (einschließlich Eichmann). Sie diente der detaillierten Planung für die „Endlösung der Judenfrage“.

Siegfried Lewin, seine Frau Gertrud, geb. Cohn, und ihre Kinder Martin (9 Jahre) und Scheine (4 Jahre) wurden mit dem Transport Nr. 39 am 28. Juni 1943 nach Auschwitz gebracht. Er umfasste 314 Deportierte und erreichte Auschwitz am folgenden Tag – dem 29. Juni. Sigi war der jüngste Bruder meiner Großmutter Emma. Er war blind. Er war Besen- und Bürstenmacher und arbeitete seit 1935 in der Werkstatt von Otto Weidt in der Großbeerenstraße 92. Weidt, ein Unternehmer und Nazigegner erweiterte sein Geschäft als der Krieg begann. Er hatte einen Vertrag mit der Wehrmacht über die Lieferung von Besen und Bürsten und konnte somit mehr Leute einstellen. Er beschäftigte blinde und taube Juden und bewahrte sie vor der Deportation. Dies gelang ihm aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Mitte 1943 wurden sie alle gefasst.

Paula Silberberg, ihr Mann Max und ihre Töchter Edith (16 Jahre) und Ingeborg (13 Jahre) wurden am 2. Februar 1943 mit einem Alterstransport in einer Gruppe von 100 Menschen nach Theresienstadt deportiert. Sie verbrachten ungefähr anderthalb Jahre dort bis sie nach Auschwitz deportiert wurden – Max in einem Männertransport am 29. September 1944 und Paula und ihre Töchter am 12. Oktober 1944. Offenbar entschied sich die ältere Tochter Edith, zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Schwester zu gehen. Das lässt sich daran ablesen, dass sie eine viel höhere Nummer hatte als Paula und Ingeborg. Deren Nummern bei diesem Transport waren 92 und 93; Ediths Nummer war 1497. Theresienstadt war kein „normales“

Konzentrationslager. Es war zuerst für alte Leute vorgesehen, die die Nazis dazu brachten, dort ihr Vermögen „anzulegen“ und hinzuziehen. Anscheinend sandten sie nicht nur alte Leute nach Theresienstadt. Das Lager wurde von den jüdischen Führern geleitet. Die Menschen leisteten nicht nur Zwangsarbeit sondern erledigten auch die Arbeiten, die notwendig waren, um das Lager am Laufen zu halten. Es war auch eine „Vorzeigeeinrichtung“ der Nazis. Einmal besuchte eine Delegation des Roten Kreuzes aus Genf das Lager, wo ihnen Cafés und kulturelle Aktivitäten vorgeführt wurden.

Wie und warum wurden die Silberbergs dort hingebacht und nicht direkt nach Auschwitz? Wir wissen es nicht. In einem Dokument, in dem Paulas Name auftaucht, wird sie als „Arbeiterin“ aufgeführt.

Alles in allem wurden innerhalb von 3 Jahren - zwischen Oktober 1941 und Oktober 1944 – 23 Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen meiner Mutter von den Nazis getötet, die letzten nur wenige Monate vor Kriegsende.

Name	Geburtsdatum	Datum, Deportationsort	Todesdatum
Gottfeld, Tonbias	20.09.1889	Sachsenhausen	16.09.1942
Gottfeld, Charlotte geb. Grünbaum	04.08.1900	29.01.1943 Auschwitz	
Lewin, Hermann	29.10.1896	29.10.1941 Ghetto Lodz	01.08.1942
Lewin, Rachel geb. Messing	06.11.1894	29.10.1941 Ghetto Lodz	
Lewin, Jürgen	04.04.1934	29.10.1941 Ghetto Lodz	
Silberberg, Max	17.11.1895	02.02.1943 Theresienstadt	29.09.1944 Auschwitz
Silberberg, Paula geb. Lewin	21.08.1903	02.02.1943 Theresienstadt	12.10.1944 Auschwitz
Silberberg, Edith	08.03.1927	02.02.1943 Theresienstadt	12.10.1944 Auschwitz
Silberberg, Ingeborg	19.03.1930	02.02.1943 Theresienstadt	12.10.1944 Auschwitz
Lewin, Walter	20.12.1902	27.11.1941 Riga	30.11.1941
Lewin, Ingolf	19.07.1933	27.11.1941 Riga	30.11.1941
Lewin, Jutta	14.02,1835	27.11.1941 Riga	30.11.1941
Haase, Oskar	11.11.1899	27.11.1941 Riga	30.11.1941
Haase, Rosa		27.11.1941	

geb. Lewin	21.03.1904	Riga	30.11.1941
Haase, Thea	22.05.1928	27.11.1941 Riga	30.11.1941
Haase, Joachim	07.12.1932	27.11.1941 Riga	30.11.1941
Heimann, James	18.01.1902	17.11.1941 Kowno/Kaunas	25.11.1941
Heimann, Marie geb. Lewin	06.01.1908	17.11.1941 Kowno/Kaunas	25.11.1941
Perl/Heimann, Heinz-Ingo (Kind aus früherer Ehe)	11.10.1931	17.11.1941 Kowno/Kaunas	25.11.1941

Lewin, Siegfried	07.07.1909	28.06.1943 Auschwitz	
Lewin, Gertrud geb. Cohn	22.03.1899	28.06.1943 Auschwitz	
Lewin, Martin	05.01.1934	28.06.1943 Auschwitz	
Lewin, Scheine	15.04.1939	28.06.1943 Auschwitz	

Emmas einzige überlebende Schwester, Therese (Tessy) und ihr Mann Elias Hirsch verbrachten die Kriegsjahre in Cali, Kolumbien. Er hatte dort eine kleine Bäckerei. Sie kamen am 12. September 1949 nach Israel, wo sie erklärten, dass die Gottfelds mit ihnen verwandt seien.

Ruth und Ulla Gottfeld verbrachten die Kriegsjahre in London. Anfänglich arbeiteten sie beide als Haushaltshilfen, wurden aber zusammen mit vielen anderen deutschen Jüdinnen verhaftet, ins Holloway-Gefängnis gesteckt und dann auf der Isle of Man ca. 18 Monate lang interniert. Nach der Internierung ging Ruth zur britischen Armee, wo sie in Devon in der Küche arbeitete. Ulla, die zu eigenwillig war, um sich herumkommandieren zu lassen, entschied sich dafür, in der Rüstungsindustrie (Munitionsfabrik) in London zu arbeiten, wo das Leben sehr hart war. In den frühen 50ern entdeckte Ruths Mann, Hans Dahl, eine Suchanzeige nach Ulla und Ruth im „Jewish Chronicle“, die Großvater Sally aufgegeben hatte. Dadurch kamen sie schließlich wieder in Kontakt. Sie blieben nach dem Krieg in Großbritannien.

Selma Gottfeld verbrachte die Kriegsjahre ebenfalls in England und ging nach dem Krieg nach New York, wo sie als Krankenschwester arbeitete. Meine Mutter und ihr Bruder Fritz versuchten, dort den Kontakt zu ihr aufzunehmen. Sie verwahrte sich aber unerbittlich gegen jede Kontaktaufnahme zu Sally oder seinen Kindern mit der Behauptung, er habe ihr Leben ruiniert.

Ein weiteres entferntes Familienmitglied, das den Krieg, im eigentlichen Sinn das Ghetto von Theresienstadt überlebte, war Henriette Zander, eine Tante von Großvater Sally (die jüngere Schwester seines Vaters Isaak, die am 26. Mai 1869 in Bruss geboren worden war.) Sie kam am 12. Juni 1942 in das Ghetto und wurde freigelassen, als das Lager 1945 befreit wurde. Sie

ging nach dem Krieg in ein Altersheim in Frankfurt. Einige Jahre später sucht sie nach ihrem Neffen Sally in Israel. Am 25. November 1952 schreibt sie einen Brief an das Israelische Radio, das zu jener Zeit ein Programm ausstrahlte, das der Suche nach verwandten Personen gewidmet war, deren Schicksal infolge des Krieges unbekannt war. Sie beschließt ihren Brief mit einem kurzen Satz in Hebräisch „Yishar Koach“ („gut gemacht!“) und „U’Ba Le’Zion Goel“ („Ein Retter ist in Zion angekommen“.) Die Bitte wird an das für die Suche nach vermissten Angehörigen zuständige Büro der „Jewish Agency“ weitergeleitet, das Sally ausfindig macht und seine Adresse am 11. Januar 1953 an seine Tante schickt.

In den Kriegsjahren gab es auch die Hochzeiten der ältesten Gottfeld-Töchter in Haifa und die Geburten ihrer ersten Kinder – der ersten Enkel der Gottfelds. Hilde heiratete am 2. Februar 1940 Yoel Dreikurs (später in den hebräischen Namen Doron geändert). Meine Mutter Hanni heiratete meinen Vater Karl Gradwohl in 1940. Ich wurde am 7. Mai 1941 geboren; mein Cousin Jacob Doron im August 1941 und seine Schwester Yehudit im Oktober 1943.

Ich erinnere mich aus meiner frühen Kindheit an Sirenen, die vor italienischen Bombern im Anflug auf Haifa warnten (wo es einen Hafen und eine große Ölraffinerie gab) und daran, dass mich meine Eltern nach unten in die Eingangshalle unseres Hauses brachten (Schutzräume gab es zu der Zeit nicht). Ich erinnere mich auch an meinen Onkel Alfred, der sich freiwillig zur britischen Armee meldete. Er wurde am 14. Juli 1942 eingezogen. Zu der Zeit arbeitete er als Mechaniker bei Ford in Haifa und wurde der R.E.M.E.-Einheit (Royal Electric Mechanical Engineers) zugewiesen. Er diente dort als Mechaniker und war in Ägypten stationiert. Wenn er Heimaturlaub hatte, trug er seine Uniform und brachte mir Bonbons und Schokolade von dort mit.

Im Rückblick auf jene 12 Jahre des Naziregimes und ihre Auswirkungen auf unsere Familie fällt die Entscheidung meines Großvaters, Sally Gottfeld, Berlin 1933 zu verlassen und nach Palästina zu emigrieren, aus dem Rahmen. Sie hebt sich in zweifacher, wechselseitig miteinander verbundener Weise hervor. Die erste hat mit dem tragischen Schicksal seiner und meiner Großmutter Emmas Geschwister und ihrer Familien zu tun – insgesamt 23 ermordete Angehörige – ein Schicksal, das mit Sicherheit auch seine Familie ereilt hätte, wenn er geblieben wäre. Die zweite hat mit dem Ergebnis dieser Entscheidung hinsichtlich der familiären Entwicklung zu tun. Sally und Emma hatten 5 Kinder. Die nächste Generation bestand aus 12 Gottfeld-Enkeln, die sie alle erlebt haben, bevor sie starben (Emma 1965, Sally 1971) Nach ihrem Tod gründeten diese 12 Enkel ihre eigenen Familien und haben alle zusammen 31 Gottfeld-Urenkel, und diese ihrerseits haben zur Zeit - September 2010 – 34 Gottfeld-Ururenkel.